Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nro. 5. Oktober 1877.

Aus Hai-men.

(Nach einigen Briefen des hochw. P. Albert Tschepe.)



Wir haben neulich unsere jungen Leser im Dinka-Lande zurückgelassen, und es wäre wohl billig, daß wir sie von dort auch zurückführten und unsere Reise um das Mittelmeer fortsetzten; denn wir sollen ja jetzt in jenes Land kommen, von dem jedes christliche Kind am liebsten sprechen hört, in das gelobte Land nämlich, in welchem unser lieber Heiland geboren wurde, lebte, litt und starb. Allein ein geistlicher Herr aus Schlesien, dessen Bruder seit einigen Jahren in China wohnt, hat uns von diesem einige so interessante Briefe für unsere jungen Freunde übersendet, daß wir wohl unsere Reise um das Mittelmeer ein wenig unterbrechen dürfen, um einmal einen Blick in das „himmlische Reich" zu werfen, wie die Chinesen ihr Land nennen, obgleich es gar nicht besonders himmlisch darin aussieht.

1. Hai-men.

P. Albert Tschepe, aus dessen Briefen wir Einiges mittheilen wollen, ist seit dem vorigen Jahre Missionär in Hai-men. Wo liegt denn aber Hai-men, und was ist Hai-men? Ungefähr mitten durch China von Westen nach Osten hin fließt der zweitgrößte Fluß der ganzen Erde, der Jantsekiang oder der blaue Fluß; seine ganze Länge beträgt 650 Meilen (der Rhein ist nur 150 Meilen lang), dabei hat er auf den letzten 70 Meilen seines Laufes eine Breite von fast einer deutschen Meile. Es ist ein herrlicher Strom; die Chinesen lieben und ehren ihn, fast wie Kinder ihren Vater, und nicht ganz mit Unrecht, denn er übertrifft auch an Nutzbarkeit und Wichtigkeit jeden andern Fluß der Erde; stets wimmelt er von Tausenden von Schiffen, Booten und Flößen; Hunderttausende von Menschen leben ganz auf ihm und sein unerschöpflicher Reichthum an Fischen ernährt Millionen. Am Ausflusse nun dieses großen Stromes in's Meer liegt Hai-men, d. h. „das Thor des Meeres", so nämlich heißt die Halbinsel, welche am rechten Ufer des Jantsekiang sich weit in's Meer hinein erstreckt. Sie bildet einen Theil des Vikariates Kiangnan, zu welchem auch das Waisenhaus von Si-ka-wei gehört, von dem wir schon einmal erzählt haben.

Der Boden ist hier, wie weit und breit in der Umgegend, äußerst fruchtbar, und zweimal im Jahre wird Ernte gehalten. Und doch sind die Leute arm, denn der Menschen sind viele und die Äcker sind klein. Die Leute aber in jenem Lande, anstatt sich an den lieben Gott um Hilfe zu wenden, von dem alle guten Dinge kommen und der die Blumen des Feldes kleidet und die Vögel des Himmels ernährt, beten ihre Götzen an, und sind eben darum doppelt arm, denn wer den lieben Gott nicht kennt und kein gutes Gewissen hat, der ist so recht eigentlich arm und aller Goldsand der Erde wird ihn nicht reich machen. So wohnen hier an die 400,000 Heiden, und der Christen sind nicht mehr als 3500.

Man könnte Hai-men, obgleich es eigentlich eine ziemlich große Landschaft ist, fast ein großes Dorf nennen. Da baut sich jeder seine Hütte mitten in seinen kleinen Acker hinein, gerade wie's ihm gefällt; nur daß Alle die Thüre nach Süden hin anbringen, denn so will es nun einmal die Sitte. Und so sieht das Auge, wohin es auch blicken mag, kein Ende der Häuser und kein Ende der Felder — das ist Hai-men. Eine jede Hütte ist bis auf einen schmalen Eingang von einem tiefen Graben umgeben; zuweilen geht auch der Graben ganz um die Hütte herum und vor der Thüre ist ein Brett als Brücke über denselben gelegt, das Abends zurückgezogen wird. Niemals aber mündet der Eingang einer Hütte auf die Landstraße, und zwar aus dem guten Grunde, weil es hier gar keine Landstraßen gibt, sondern bloß elende Fußwege, auf denen man kaum einen Schiebkarren voranbringen kann.

Die 3500 Christen von Hai-men leben über das ganze Land zerstreut. Viele haben 3 bis 5 Stunden Weges zur nächsten Kapelle und doch finden sie sich fleißig beim Gottesdienst ein, so oft der Priester die Kapelle besucht, denn sie wissen, welch ein hohes Glück es ist, den Heiland im allerheiligsten Sacramente anbeten und den christlichen Unterricht anhören zu dürfen. Die meisten Christen jedoch sind nicht mehr als zwei Stunden von der nächsten Kapelle entfernt. Solcher Kapellen gibt es hier 15, wovon 7 weiter nichts als elende Schilfhütten sind. Alle sind sie so niedrig, daß ein erwachsener Mann die Decke mit der Hand berühren kann. Auch die Wohnungen der Leute sind niedrig und nirgendwo sieht man hohe, mehrstöckige Häuser, und da nimmt auch der göttliche Heiland, der doch der König der Könige ist, mit einer niedrigen Hütte vorlieb: nur in einem engen Herzen wird's ihm zu eng. Den Fußboden dieser Kapellen bildet die nackte Erde. Bilder fehlen fast aller Orten, bloß der heilige Kreuzweg fehlt nicht. Denn der Kreuzweg ist sozusagen ein wesentliches Stück einer solchen Kapelle. Jeden Sonntag, auch wenn der Missionär nicht zugegen ist, kommen die Christen zur Kapelle, beten oder singen vielmehr die Morgengebete und verrichten darauf den heiligen Kreuzweg. Ist aber der Priester zugegen, dann theilen sich die Gläubigen, auch wenn deren nur wenige anwesend sind, in zwei Chöre und singen die schönen chinesischen Meßgebete. Vor Allem aber machen sie sich die Anwesenheit des Missionärs zu Nutzen, um

das heilige Sacrament der Buße zu empfangen: nur die Lauen begnügen sich damit, bloß ein- oder zweimal im Jahre zu beichten. Auch auf die Heiden machen die Bilder einen sehr wohlthuenden Eindruck, nur müssen sie recht bunt sein und in Gesichtsbildung und Kleidung den chinesischen Vorstellungen entsprechen; sonst bleiben die Leute vor denselben stehen und haben ihren Spaß an der sonderbaren Kleidung, den „großen Nasen", den „abscheulichen, nicht geschlitzten Augen" und können sich nicht vorstellen, daß die lieben Heiligen in Wirklichkeit keine Zöpfe und keine Mützen tragen, wie jeder Chinese sie trägt.

2. Die Jungfrau Fong.

Um uns von vorneherein ein kleines Bild von dem Zustande seiner Christen zu geben, erzählt uns P. Tschepe folgende Geschichte, die sich am letzten Neujahrsfest in einer seiner Stationen, nämlich in Sio-ku-sen zugetragen hat.

Der erste Monat des chinesischen Jahres (Mitte Januar bis Mitte Februar) ist ein Monat der Freude und Erholung. Überall hört man Musik und zwar echte chinesische, die um so schöner den Chinesen klingt, je mehr Lärm mit Trommeln und Deckeln und Pauken und Hörnern gemacht wird. Wohlhabende Kaufleute schließen vielfach 14 Tage lang ihre Läden und gestatten nur durch das Hinterpförtchen den Kunden Einlaß; und selbst arme Taglöhner feiern wenigstens eine ganze Woche und sparen lange vorher ihre Sapeken oder versetzen gar ihre wenige Habe, um sich dann bei Würfel- und Kartenspiel, Musik und Reiswein zu belustigen. Dabei geschieht dann manchmal viel Böses, und deßhalb verbieten die Missionäre den Neubekehrten diese gefährlichen Thorheiten. Das ist auch in Hai-men geschehen.



Chinesische Musik.

Da hatten nun in Sio-ku-sen 11 Familien das Christenthum angenommen. Die Chinesen sind aber große Kinder, die jederzeit eines Aufsehers bedürfen, der sie an ihre Pflichten erinnert. In Sio-ku-sen war eine fromme, bejahrte Jungfrau mit Namen Fong mit diesem Amte beauftragt. Sie geht in die Familien und lehrt die Leute den Katechismus, die Gebete und die Art und Weise der Gewissenserforschung. Sind irgendwo Zwistigkeiten ausgebrochen, so schlichtet sie dieselben; der Theil, der sich im Unrecht befindet, leistet sofort Abbitte, und Alle gehen im Frieden auseinander. Sie genießt nämlich bei Christen wie bei Heiden eines großen Ansehens und wohlverdienten Vertrauens.

Eines Tages nun, während des Neujahrsmonates, saßen nicht wenige unserer Christen in der Schenke hinter den Spieltischen, als die Jungfrau vorbeiging. Sofort tritt sie ein, tadelt öffentlich die Leichtsinnigen und schickt sie ganz beschämt nach Hause. Die Sache wiederholt sich zwei- bis dreimal. Um nun den Blicken der Vorübergehenden nicht ausgesetzt zu sein, — denn die Schenken sind offene Schuppen — zogen sich jene Unverbesserlichen in ein Hinterstübchen zurück; ja sie stellten in dem offenen Vorderhaus einen Knaben als Wache auf, der sie bei Zeiten von drohender Gefahr, d. h. von der etwaigen Ankunft der Jungfrau Fong benachrichtigen sollte. Indessen, die fromme Jungfrau erfuhr doch von der Sache und plötzlich steht sie in der Schenke, mitten im Hinterstübchen, und ehe sich

die sauberen Gesellen besonnen haben, ist sie auch schon wieder mit sammt den Würfeln und Karten verschwunden. Ob das verdutzte Gesichter absetzte! Aber hiermit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Als sich die so unangenehm Überraschten wieder ein wenig gefaßt hatten, hörten sie, die Jungfrau Fong gehe geraden Weges zum Missionär, um ihn von dem vorgefallenen Ärgerniß in Kenntniß zu setzen. Eiligst macht sich jetzt die ganze Spielbande auf die Beine, ihr nach. Ungefähr nach einer Stunde holen sie sie ein, umringen sie, bitten und beschwören sie, doch nicht zum Pater zu gehen, sondern noch für dieses eine Mal Nachsicht zu üben. Sie versprechen hoch und theuer, Karten und Würfel nicht mehr anzurühren, und zuletzt werfen sie sich noch gar vor ihr auf die Kniee und flehen sie mit erhobenen Händen um Verzeihung an. Wer sollte sich da nicht rühren lassen? Die Jungfrau führt die Männer in den Ort zurück, und zwar gleich in die Kapelle, läßt sie die Abendandacht und den Rosenkranz beten und schließlich noch zehn Vaterunser und Ave Maria zur heilsamen Buße. Alle nehmen diese Buße bereitwillig und dankbar auf sich und sind froh, daß sie mit so leichter Strafe davonkommen. Gewiß neben dem Eifer der Jungfrau verdient auch die Einfalt und Folgsamkeit dieser guten Leute unsere Anerkennung.

3. Ein Abschiedsfrühstück.

Laßt uns jetzt einmal mit dem Missionär eine kleine Reise in seinem Missionsgebiet machen; wir werden bei der Gelegenheit seine Christen und ihre Sitten und Gebräuche kennen lernen und zugleich dabei erfahren, wie viel für die armen Heiden noch zu thun ist.

Wir sind also mit P. Tschepe in Mu-jü-dam, d. h. „Hilfe



Ein Reisekarren in Kiangnan.

der Christen“, denn so nennt sich diese Gemeinde; es ist am 27. Mai, oder um chinesisch zu rechnen, am 4. Tage des 5. Monates. Der Missionär hat vor, einen Besuch in den Christengemeinden einer nahen Insel zu machen, und weil er die heilige Messe früher als sonst, nämlich schon um 6 Uhr lesen will, hat er dieselbe auf 5 Uhr angesagt. Sonderbar, nicht wahr? da müssen ja die armen Leute eine Stunde vor der Kapellenthür stehen. — O, so schlimm ist es doch nicht. Der Missionär kennt seine Chinesen: hier zu Lande fordert die Höflichkeit, daß eine Feierlichkeit mindestens eine Stunde früher angesagt werde, als sie in Wirklichkeit statthat; der Missionär ist also vollkommen sicher, daß sich vor 6 Uhr Niemand in der Kapelle einfinden wird.

Um 6 Uhr aber ist die Kapelle ganz besetzt; andächtig singen die Christen ihre Meßgebete und am Schlusse empfangen etwa 25 die heilige Communion; es sind dieses die Nachzügler, denn die meisten hatten schon an den vorhergehenden Tagen die heiligen Sacramente empfangen. Nachdem der Missionär seine Danksagung gemacht hat, geht er in sein Zimmer, um zu frühstücken; es ist aber ein Abschiedsfrühstück; er ist schon vier Tage in Mu-jü-dam gewesen und in vielen Wochen wird er wohl nicht hierhin zurückkehren. Da wollen die guten Christen ihn doch etwas besser bedienen als sonst, und so tritt an die Stelle des höchst bescheidenen Alltagsfrühstücks ein feierliches Abschiedsfrühstück. Zuerst bringt man ihm den Thee, der nach der Messe immer von besserer Sorte sein muß als derjenige, der während des Tages aufgetragen wird. Übrigens ist dieser Thee noch nicht das Frühstück selbst; er ist nur dazu da, um

zu zeigen, daß Alles für den Missionär beschäftigt ist, und um ihm die Zeit bis zur Ankunft des eigentlichen Frühstückes zu verkürzen.

Aber jetzt öffnet sich die Thüre und das eigentliche Frühstück erscheint: welche Herrlichkeit! Zuerst bringt man eine Art Brod, einzig darum bereitet, weil die Leute wissen, daß die Europäer von ihrer Jugend an Brod essen und dieses ihnen so werth ist, wie den Chinesen ihr Reis; dann folgen die andern Gerichte, nämlich: 1) eine große Tasse voll Schweinefleisch, kegelförmig geschnitten; 2) eine Untertasse mit Speck; 3) eine Untertasse voll gebratener Eier; 4) eine Tasse mit Fleischklößen; 5) ein Fisch auf einer Schüssel; 6) eine Untertasse mit gesalzenen Fischen; 7) eine Tasse mit gesalzenen Eiern; 8) eine Tasse mit gesäuerten Eiern; 9) eine Tasse mit Bambumark; 10) eine Tasse mit einer Art Salat.

Da denkt nun wohl mancher junge Leser, der Missionär hat es doch nicht so schlecht getroffen, wenn er sich so viele und so gute Sachen auftragen lassen kann, und gar in aller Frühe zum Frühstück. Allein das wäre vorschnell geurtheilt, denn alle diese Sachen werden aufgetragen, nicht sowohl um gegessen, als vielmehr bloß um angeschaut zu werden, und mit der Güte ist es auch nicht zum Besten bestellt. Die Anzahl der aufgetragenen Speisen nämlich richtet sich nach der Hochachtung, welche der Wirth seinem Gaste beweisen will. Jede Christengemeinde möchte aber gern für diejenige gelten, welche den Missionär am besten bewirthet, — es ist dabei freilich ein bischen Eitelkeit im Spiele — und immer sind Christen aus benachbarten Gemeinden da, um die Gerichte zu zählen. „Sie gleichen," sagt uns der Missionär, „den Tirolern, wo jedes Dorf diejenige Glocke haben will, die man am weitesten hört." Ob das wahr ist von den Tirolern, wissen wir nicht, aber das wissen wir wohl, daß der Tiroler Glaubenstreue und Opfermuth noch weiter hinausschallt als das Geläute ihrer Glocken. Während also der Missionär beim Frühstück sitzt, ladet ihn der Gastgeber unabläßig ein, bald von diesem bald von jenem zu kosten. Das ist aber gar nicht ernst gemeint, und gewöhnlich sind die Leute herzlich froh, wenn der Missionär die Sachen unberührt läßt. Denn sie haben alle diese Speisen nicht gekauft — dazu wären sie zu arm —, sondern um einige Pfennige aus der Garküche geliehen. Hat man davon gegessen, so nimmt sie der Garkoch nicht mehr zurück oder nur um einen niedrigen Preis. So werden dann dem Missionär auch Dinge vorgesetzt, die Gott weiß wer zubereitet und schon gekostet hat. Daher begnügt sich denn auch der Missionär damit, die schönen Sachen anzuschauen, und der gute Wille seiner Christen, der sich in dieser Art von Höflichkeit zeigt, ist ihm das Hauptgericht.

Kaum ist das Frühstück aufgetragen, so stürzen die Besucher und Neugierigen in's Zimmer herein — zuerst die Männer. Alle drängen und drücken sich, um zuerst zu grüßen, dabei werfen sie sich auf die Kniee: Ta, ta, chao wä, ertönt es von allen Seiten, „Großer, Großer, wie ist dein Befinden?" Die in der Kapelle ein Sacrament empfangen haben, statten ihren Dank ab. Alle, die kommen, wollen auch vom Missionär bemerkt werden und ein freundliches Wort von ihm hören. Der Missionär grüßt nach Rechts und Links, sagt bald Diesem bald Jenem ein paar Worte; wollte er aber auf alle Fragen antworten, die an ihn gestellt werden, er käme bis Mittag mit seinem Frühstück nicht zu Ende. Er wirft daher dem Einen oder Andern eine Frage hin über eine Geschichte, die er wohl schon dreißigmal gehört hat. Der Gefragte beginnt seine Erzählung allemal mit dem nämlichen Eifer von vorne, und unterdessen findet der Missionär die Muße, wenigstens von einem oder dem andern Gerichte zu kosten. Hat er dann lange genug die übrigen angeschaut und die Männer unterhalten, so fragt er nach dem Reis, aus dem sein eigentliches Frühstück, wie sein Mittag- und Abendessen besteht. Der Reis wird hier an einem langsamen Strohfeuer gekocht und zwar so, daß die Körnerhülsen nicht zerspringen; deßhalb ist er denn auch für den Europäer Anfangs beinahe ungenießbar. Reiswein wird während der ganzen Mahlzeit dargeboten und zwar heiß, denn der Chinese trinkt nie kalte Getränke. Ein kleines Täßchen, als wenn es einer Puppe gehörte, wird vollgegossen und der Gast darf daran nur nippen; denn trinkt er sein Weintäßchen aus, so ist dieses das Zeichen, die Speisen abzutragen. Nun fängt aber der Wirth wieder von vorne an, seinen Gast einzuladen, doch von Diesem und Jenem und einem Dritten zu kosten — eitle Höflichkeit! kein wohl erzogener Gast darf es sich einfallen lassen, dieser so verbindlichen Einladung nachzukommen. Man dankt, man überbietet sich gegenseitig in Artigkeiten. Endlich ist Alles abgetragen. Nach einer kleinen Weile wird ein Waschbecken voll heißen Wassers gebracht, ein kleines Handtuch wird angefeuchtet und dargeboten, mit dem man sich Gesicht und Hände abwischt.

Unterdessen haben die Männer das Zimmer verlassen und die Frauen sind eingetreten. Wegen der winzigen, höchst unbequemen Schuhe nahen sie sich mehr hüpfend als gehend; auch sie werfen sich auf die Kniee und rufen: Ta, ta, chao wä? Wiederum Fragen und Antworten; man erkundigt sich, ob die Kinder schon das Kreuzzeichen machen, ob sie die Gebete kennen; den Eifrigsten gibt man ein kleines Geschenk, ein Bildchen oder eine Medaille. Endlich schließt das Frühstück, wie es begonnen, mit Thee.

Nun trifft der Missionär seine letzten Vorbereitungen; denn seine Equipage steht schon vor der Thüre; seine Equipage ist aber ein Schubkarren. Diese Art von Schubkarren sind die einzigen Wagen, die man in Hai=men findet. Wenn man aus Europa ankömmt, widerstrebt es Anfangs recht sehr, sich so fahren zu lassen; aber für weitere Reisen ist man gezwungen, sich dieser Schubkarren zu bedienen. Auch nimmt hier Niemand Anstoß daran, und es ist oft zum Lachen, wenn man sieht, was die Leute nicht Alles auf ihrem Karren transportiren. Hat einer irgend etwas, einen Korb Reis oder ein Schwein gekauft, so miethet er einen dieser Karren, ladet seinen Reis oder sein Thier auf die linke Seite, setzt sich selbst auf die rechte, um das Gleichgewicht herzustellen, und läßt sich in sein Haus kutschiren. So nimmt denn auch jetzt der Missionär sein Kistchen, in welchem sich alles zur Darbringung des heiligen Opfers Nothwendige befindet, seine Kleiderrolle und seine Bücher, packt alles dieses auf die linke Seite des Karrens, setzt sich auf die rechte, und nun ist er zur Abreise bereit. Noch einmal gibt er der knieenden Menge den Segen, verspricht möglichst baldige Rückkehr, und unter den Segenswünschen seiner Christen verläßt er die Station, um an einer andern seine Arbeiten von Neuem zu beginnen. Begleiten wir ihn auf dieser Reise. (Schluß folgt.)